

Die grüne Idylle

Prof. Dr. Helmut Koopmann

Einzigartige Unglücke globalen Ausmaßes bestätigen paradoxerweise gelegentlich das alte Wort des Herodot, daß es nichts Neues unter der Sonne gebe. Wenn André Glucksmann vor kurzem schrieb: "Katastrophen wie die von Tschernobyl kündigen den nuklearen Tod Europas an, und doch scheinen wir offiziell davon nicht betroffen zu sein", wenn er die Apokalypse vor Augen hat und den todsicheren Weg ins Verderben bereits beschritten sieht, dann war das alles doch schon einmal da: zwar nicht als säkulares Verhängnis, aber als Zusammenbruch unseres Sicherheitsdenkens und unseres Vertrauens in die Beherrschbarkeit unserer Welt dennoch. Man braucht gar nicht so weit wie Glucksmann zurückzugehen, nämlich zur Athener Pest, von der man bis heute nicht genau weiß, was sich dahinter tatsächlich verborgen hat, wohl aber, daß sie das Selbstverständnis der antiken Welt gründlich erschütterte. Das Ende der Welt, der vertrauten, gewohnten und für sicher gehaltenen Welt hat es vielfach gegeben; der letzte Weltuntergang fand erst kürzlich, nämlich 1918 statt - literarisch jedenfalls, wie sich in serem Zusammenhang versteht, und zwar in einem berühmt gewordenen Gedicht. Es heißt "Weltende", stammt von Jakob van Hoddis und wurde zum Titelgedicht der "Menschheitsdämmerung", der einzigen expressionistischen Gedichtanthologie von Rang. Viele kennen es:



*Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten - liest man - steigt die Flut.*

*Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken."*

Auch das ein Weltuntergang, freilich nicht von kontinentalen Ausmaßen, aber optisch um so spektakulärer. Der nukleare Rauch heute ist unsichtbar, er trübt nicht unsere Sinne, allenfalls unser Erinnerungsvermögen, das kaum mit der Halbwertszeit des harmlosesten der Nukleide mithalten kann. Aber schon 1918 gab es, wie dieses kleine Gedicht zeigt, ein Endzeitspektakel, den kurios-komischen und doch bitterernsten Schwanengesang auf das technische Zeitalter.

Man würde irren, sähe man hier eine verständliche Antwort auf den Ersten Weltkrieg, auf das namenlose Sterben in Flandern oder auf das Zerbrechen einer Ordnung, die von vielen für unabänderlich gehalten wurde. Die schlimmsten Untergangsgedichte, die mehr als nur den Tod der Umwelt beinhalten, sind vor 1914 geschrieben worden. Von Georg Heym gibt es ein Gedicht "Umbra vitae" schon aus dem Jahre 1912, das sich auf ebenso würdige wie beklemmende Weise in diese Weltuntergangssyrik einreihet. Keine nukleare Wolke hat damals das Tageslicht verdunkelt, aber nichts könnte im Grunde genommen genauer beschreiben, was erst in diesem Jahr geschah, auch wenn die Staffage natürlich nicht die ist, die wir heute kennen.

Die Kritik an den zweifelhaften Segnungen der Zivilisation und am technischen Fortschritt konnte um 1912 möglicherweise so scharf und vielleicht auch so prophetisch sein, weil ein Bereich damals in der Regel ausgespart war und im gleichen Ausmaß, in dem der Dichter die Moderne entlarvte, als unzerstörbarer Fluchtraum erschien: die *Natur*. Die zahllosen Herbst- und Frühlingsgedichte, auch die Nachtschwärmereien und die Mondanbetungen, die Abendlieder und die Morgengesänge konstituierten damals noch eine Gegenwelt zur zerstörerischen Dämonie des technischen Zeitalters, und daß die Bäume tot sind, daß sich ihre langen Finger-Hände über die verfallenen Wege breiten, das ist ein Ausnahmefall, das Verderben

von Menschen verhängt; die Natur selbst ist nicht in Frage gestellt. Ich will damit sagen: in der Zeit einer überbordenden Zivilisationskritik, eines abgrundtiefen Mißtrauens in die Technik, in Zeiten einer mehr oder weniger unablässigen Verdrossenheit mit der Welt und einer poetischen Übellaunigkeit, die aus den Untergangsberichten und Todesvisionen der Expressionisten so deutlich spricht, war damals noch ein Fluchtweg möglich: der in die Idylle, in die grüne Idylle. Daß die Natur nicht weniger grausam sein kann wie die sie bewohnende Menschheit, diese Erfahrung findet sich durchaus nicht, jedenfalls nicht im deutschen Expressionismus, und damit wurde in der Moderne für alle jene ein Refugium bereitgehalten, die an der Zivilisation, an der Gesellschaft, am Zustand der Welt überhaupt, an der Zukunftserwartung oder auch am Gegenwartsbewußtsein litten. Natürlich hat das alles seine langen Wurzeln. In der deutschen Literatur ist die Natur immer mehr oder weniger freundlich erlebt worden, denn dort schien die Harmonie gewahrt zu sein, die sonst sich längst aus dem Staube gemacht hatte, und dort hin flüchtete man, wenn es anderswo kein Aus- und Unterkommen mehr gab. Die reinen Farben also, natürliches Licht, Himmelsbläue und schöne Sommertage: Trakl lehrt uns, wie freundlich der Herbst des Einsamen sein kann, wird er nur in der rechten Umgebung genossen; das erstaunliche Ausmaß an Naturgedichten in der Zeit des Expressionismus ist offenbar das Korrelat zu den Zerstörungsvorgängen, wie sie sich in den poetischen Texten ebenfalls finden. In der Zeit der Gaskriege war es durchaus möglich, vom scheuen Reh zu dichten.

Nach dem Zweiten Weltkrieg flackerte die Naturlyrik wieder auf, verständlicherweise; Gottfried Benn, Karl Krolow, Wilhelm Lehmann hatten großen poetischen Erfolg, die Sache bedarf keines Kommentars. Aber die Naturpoesie schlief doch bald wieder ein, für Idyllen dieser Art war kein Sinn mehr vorhanden, und es ist erstaunlich, in welchem Ausmaß das Naturgedicht schon bald wieder aus der literarischen Szene verschwand; wenn Natur vorkam, etwa bei Böll oder bei Plivier, dann war das eine tote, abweisende, unzugängliche und unverständliche Welt, fürchterlich gerade in ihrer Einförmigkeit und Bewegungslosigkeit: natura non loquitur. In die stärker sozialbezogenen Formen der Literatur drang die Natur gar nicht erst ein; mochte die Naturlyrik ihr stilles Sonntagsdasein führen, Naturkatastrophen, Naturerscheinungen, Naturbeobachtungen fanden in die Romane der 60er und 70er Jahre keinen Einlaß. Man wird sogar nach einer an sich sehr traditionellen Formelsprache, nämlich nach der Natursymbolik, über weite Partien hin vergebens suchen. Die Natur liefert allenfalls die Szenerie. Gibt es in der "Blechtrommel" von Günter Grass Natur, Naturbewußtsein, Natur-

schilderungen? Am Anfang sitzt Anna Bronski im Herbst am Rande eines Kartoffelackers - aber, wie wir wissen, nicht aus Naturverbundenheit, sondern aus keinem anderen Grunde, als daß auf eben diesem Acker der vor den zwei Gendarmen flüchtende Koljaiczek unter ihre Röcke aufgenommen werden soll, um sich dort zu verbergen und bei dieser Gelegenheit die Mutter Oskar Matzeraths zu zeugen. Sehr viel später im Roman dann die Küstenlandschaft der Normandie, aber auch das ist nur die Kulisse für eine erneute Verführungsgeschichte. Masuren und Ostpreußen sind eigentümlich ätherisiert, so wie bei Uwe Johnson Pommern nur undeutlich sichtbar wird, obwohl da einiges spielt, und Martin Walsers Bodenseelandschaft hat die Plastizität einer Pappmachékulisse, Eigenwertigkeit gewiß nicht; und ob es nun das Norddeutschland Siegfried Lenz' oder das New York Uwe Johnsons ist, eine Stadtlandschaft oder eine Naturlandschaft, es ist am Ende ziemlich gleichgültig, wo die Geschichten spielen, die Namen, wenn sie überhaupt genannt werden, verraten nichts mehr. Natürlich taucht hier und da ein Fetzen Natur auf, bei Grass die Eifel in "Örtlich betäubt", bei Kempowski die Heidelandschaft in "Aus großer Zeit". Aber daneben gibt es manche Groteske. "Masante" von Wolfgang Hildesheimer handelt am Rande der Wüste, Bernward Vesper erlebt Natureindrücke im Drogenrausch; die wilden Szenarien sind bar jeder Wirklichkeit. Man muß zudem bedenken, daß außerordentlich viele Romane der 60er und frühen 70er Jahre Stadtromane sind. Das dritte Buch über Achim von Johnson spielt in Berlin, Koeppens "Treibhaus" in Bonn, Grass' "Blechtrommel" über weite Strecken hin in Danzig, Johnsons "Jahrestage" in New York, Günter Grass' "Der Butt" in den neueren Teilen in Berlin, Koeppens "Tauben im Gras" in München, Bölls "Ansichten eines Clowns" in Bonn - und so fort. Die Gesellschaft ist zum fast ausschließlichen Betätigungsfeld der Schriftsteller geworden, und damit ist automatisch die Natur hinauskomplimentiert, sie führt ein stilles Eigenleben in Sonntagsgedichten und Alltagslyrik. Die gesellschaftlichen Rituale laufen in Städten ab, in Kleinstädten, in Familien, irgendwo unter Bekannten, und wenn Landschaften genannt werden, so tun sie nichts zur Sache und könnten am Ende auch anders heißen. Wenn es so etwas wie Leben gibt, dann nur unter Menschen, und das heißt zugleich: vor allem in den Städten. Heinrich Bölls "Ansichten eines Clowns" spielen hauptsächlich auf Bahnhofstreppen, in Bonner Wohnungen, in Badezimmern und Schlafzimmern, Landschaften gibt es nicht, allenfalls Stadtlandschaften, und die werden im Taxi erlebt. Nur einmal taucht die Natur auf, die Rheinlandschaft - aber bloß in Form zweier Aquarelle, die über die Kommode hängen, und sie heißen "Rheinlandschaft III und Rheinlandschaft IV, dun-

kelgraue Töne mit kaum sichtbaren Spuren" Sie dürften sich allenfalls unwesentlich voneinander unterscheiden haben und waren vielleicht sogar wie die drei verschiedenen Bilder mit den Heidelandschaften in Kafkas "Prozeß": nämlich völlig identisch.

Kein Zufall, sehr symptomatisch für unsere Literatur der 60er Jahre, Natur kommt nicht vor, gibt es nicht - ich meine: in den profilierten Erzählungen und Romanen jener Jahre, denn vom erbaulichen Sonntagsgedicht in der Kleinstadtzeitung, wo ein bißchen von Natur die Rede ist, wollen wir absehen. Böll ist dabei so typisch oder auch untypisch wie Grass oder Johnson, wie Walser oder Frisch. So haben wir erstens festzustellen, daß die Nachkriegsliteratur im Gegensatz zum Expressionismus bei einer vergleichbaren Gesichtssituation Natur nicht kannte.

Das aber war die Zeit, in der die Landschaften einzementiert wurden, das Wirtschaftswunder sich in Straßenzuwachs und Flurbereinigungsvorhaben breitmachte, und niemand hat in der literarischen Welt darauf reagiert: und das führt zu einer zweiten Feststellung: es gab in der Literatur nicht nur keine Natur, sondern auch kein Bewußtsein dafür, daß die wirkliche Natur langsam, unauffällig und gründlich zerstört wurde.

Ist da nicht etwas sehr Entscheidendes versäumt worden, hat die Literatur nicht gemerkt, daß die Natur zubetoniert wurde und chemisch eingedeckt, hat das Umweltbewußtsein geschlafen, ist es nicht höchst erstaunlich, daß über 20 Jahre hin im Gros der deutschen Literatur, also von 1960 etwa bis in die frühen 80er Jahre, Natur im Grunde genommen nicht auftaucht? Wird da nicht ein höchst bemerkenswerter Mangel sichtbar, den es in dieser Form noch nie in der deutschen Literatur seit der Entdeckung der Natur im 18. Jahrhundert gegeben hat? Ist dieser fürchterliche Naturverlust vielleicht der Preis gewesen, den die Literatur gezahlt hat, als sie sich in großer und grober Ausschließlichkeit mit Gesellschaftsphänomenen beschäftigte, als sie politisch wurde, freilich immer nur auf den Bahnen und in den Räumen, die die Politik ihr vorzeichnete? In der Tat: hier ist ein ungeheures und ungeheuerliches Defizit zu konstatieren, Blindheit gegenüber dem so geschäftigen Ausverkauf an dem bißchen Grund und Boden, den wir haben.

Das soll kein Vorwurf an die damalige Literatur sein, sondern nur eine Feststellung: ökologisches Bewußtsein wurde nicht vorexerziert, darüber wurde nicht berichtet, es war kein Romanthema. Romanthema war die Politik, bis hin zum verkündigten Tod der Literatur, der aber dann doch nicht eintrat - es war ein Scheintod nur um 1970; als die Totgeglaubte wieder aufwachte, fand sie sich in der Auseinandersetzung mit dem lange verdrängten, gelegentlich nur

zögernd angegangenen Thema, wie es denn die Väter gehalten hatten mit der Moral und mit dem lieben Nachbarn, besonders dann, wenn er einen gelben Stern auf seinem Mantel trug. Eine Väterliteratur kam auf, mit Siegfried Gauchs "Vaterspuren" (1979), Bernhard Vespers "Die Reise" (1977), Christoph Meckels "Suchbild" (1980), Peter Härtlings "Nachgetragene Liebe" (1980), Jutta Schuttigs "Der Vater" (1980). - ohne Natur. Sie interessierte nicht. Natur, Naturbewußtsein, Ökologisches taucht aber auch nicht in den zahlreichen autobiographischen Romanen und Erzählungen auf; wenn dort von Landschaften die Rede ist, so sind das wieder nur Staffagen, Bühnendekorationen zur Inszenierung der eigenen Geschichte. Hat sich in den letzten Jahren und heute daran etwas geändert, ist die Literatur hellhörig geworden, hat sie etwas mitgekriegt von der Notwendigkeit des Nachdenkens darüber? Wie ist es mit Böll, dem wir nicht nachsagen können, daß er die Augen geschlossen habe vor der Welt um sich herum?

Der letzte Roman von Böll, postum erschienen, heißt "Frauen vor Flußlandschaft". Die Flußlandschaft ist keine andere als die, die man auch aus dem Zimmer des Clowns sehen konnte, es ist, wie könnte es für Böll anders sein, der Rhein. Im Grunde genommen sind alle seine Probleme sich gleichgeblieben, über 20 Jahre hinweg: der Katholizismus, speziell in seiner rheinischen Ausformung, die alten Nazis, die keine gewesen sein wollen und immer noch welche sind, die Aufrichtigkeit der sogenannten einfachen Leute; Kuba ist am Ende wichtiger als der eigene Vorgarten. Nicht die Spur von Landschaft, Natur, Ökologie. In vielem wirkt dieser Roman wie eine Fortsetzung von Koeppens "Treibhaus", denn das ungute Klima in Bonn ist geblieben, geblieben sind die Verlogenheiten und die politischen Pressionen, die fragwürdigen Figuren zwischen Geschäft und Parteien. Hat Böll sich nicht verändert? 1982 schrieb er in einer bemerkenswerten Rede über "Feindbild und Frieden": "Wem gehört diese Erde eigentlich? Wenn sie geschaffen ist, für wen ist sie geschaffen? Ihre Oberfläche, auf der wir wohnen, ihre Krume, von der wir uns ernähren. Wem gehört, was unter ihrer Oberfläche an Werten zu finden ist, wem gehört die Kohle, das Öl, das Erz, das Gold, die Edelsteine? Wem gehört das Wasser, wem gehört das Wasser, das wir nicht mehr trinken können, die Luft, die Erde? Wem gehört, was sich im Wasser bewegt und auf dem Meeresboden liegt? Wessen Eigentum ist das? Für wen ist das bestimmt?". Spricht daraus nicht sein ökologisches Bewußtsein, nicht das Gefühl, daß wir nur Gäste sind auf dieser Erde, die verlernt haben, an die Zukunft zu denken? Nein, denn die Bemerkung gehört in den Umkreis politischer Überlegungen, die mit der Bereicherung der Herrschenden in bestimmten

Staaten dieser Welt zusammenhängen. Ein ökologisches Bewußtsein hat selbst Böll nicht entwickelt. Böll hat einmal geschrieben: "Unsere Literaten versuchen, Klischees zu vermeiden, die unserem Geist von wem oder durch was voneinander unabhängig eingepägt worden sind - Feindbilder, Karikaturen, auch verdächtige Freundbilder". Die Freunde und Feinde an der chemischen Front aber waren auch für ihn unsichtbar.

Wer die Natur nicht mehr hat, sucht sie, so schreibt Schiller sinngemäß in einer seiner philosophischen Schriften. Im Grunde genommen war es eine Frage der Zeit, wann die Literatur auf die Umweltzerstörung reagieren würde - daß sie, trotz ihres langen Schweigens, dennoch irgendwann darüber schreiben würde, war vorauszusehen, weil sie immer so reagiert hat, oft verspätet, aber niemals nie. In der erzählenden Literatur der 70er und noch der frühen 80er Jahre suchen wir ökologisches Bewußtsein vergebens, da hat sich ein sehr beredtes Schweigen ausgebreitet, das nachträglich besehen geradezu unheimlich ist. Bezeichnenderweise war es eine andere literarische Form als der Roman, die Erzählung oder der Essay, in der sich dennoch so etwas wie ein ökologisches Bewußtsein meldete - wenn wir diese durch Politiker reichlich degradierte Formel hierauf anwenden wollen. Günter Kunert hat einmal gesagt: "Das Gedicht ist zur Randerscheinung nicht nur gesellschaftlicher Interessen, sondern auch der gesamten Literatur degradiert worden. Wir wollen uns einbilden, das sei darum geschehen, weil sein Bewußtsein, das Bewußtsein des Gedichts, trotz des Bodensatzes von allerlei Bildungs- und Unbildungsgut, schärfer und wacher ist als das alltägliche Konfuse und Konforme. Gerade weil es weitaus weniger eng und instrumental zugerichtet ist, muß es anachronistisch wirken. Es besitzt für unsere Gegenwart zu viel überschüssige und damit überflüssige Erkenntnis". Mit dem ersten Teil dieser Bemerkung, daß das Gedicht eine Randerscheinung der Literatur geworden ist, hat er sicherlich recht, nicht weniger aber mit der zweiten: daß es deswegen zur Randerscheinung geworden zu sein scheint, weil da eine erhöhte Sensibilität sich ausspricht. Wenn es so etwas wie ein wachsendes ökologisches Bewußtsein auch in der Literatur gibt, dann schlägt sich dieses erstaunlicherweise eher in der Lyrik nieder als im Roman, vom Drama ganz zu schweigen. Ulla Hahn hat Gedichte geschrieben, in denen sich das Bewußtsein des Verlustes einer natürlichen Welt und Umwelt spiegelt. Wir haben ähnliche Gedichte von Sarah Kirsch. Der unerbittlichste Prophet freilich ist Günter Kunert; viele seiner Gedichte lesen sich so, als wären sie nach Tschernobyl geschrieben, nicht zuvor, und in ihnen nehmen sich die Städte fast allesamt wie Vineta aus, mögen sie nun

Berlin heißen oder Troja. Grüne Idyllen gibt es bei Kunert nur noch als arge Selbsttäuschungen, aber es kann nicht Aufgabe der Lyrik sein, sie zu bewahren, sondern vielmehr, sie zu zerstören. Der Weltuntergang wird nicht erst stattfinden, er hat schon stattgefunden, nicht nur in der Weise, daß unser Lebensraum von uns selbst gründlich zerstört worden ist, sondern auch in der, daß wir angepaßt werden und uns anzupassen haben, bis hin zum Glauben an eine schönere Welt oder eine bessere Zukunft. Natürlich weiß Kunert, daß er als Lyriker überhaupt nichts gegen die Weltzerstörung tun kann, aber er kann das Gerede von der dennoch bewahrten Natur als Täuschung entlarven und in seiner Sprache etwas sagen, was vielleicht anderen Erkenntnis bringt. Diese Gedichte stimmen nicht mehr ein, sie wehren sich gegen die Einstimmung und nennen die grüne Idylle eine Lüge, wo immer sie uns eingeredet werden soll.

Daß es eigentlich viel zu spät sei für ein Umweltbewußtsein mit Folgen, für die Wiederherstellung intakter Lebensräume, das ist Kunerts und nicht nur Kunerts Überzeugung. Einen Autor freilich gibt es, der aus frühem Protest gegen die gesellschaftskritische Darstellung der Zeit, aber wohl nicht nur deswegen, dennoch so etwas zu schaffen versucht hat wie eine grüne Idylle. Es ist Peter Handke, der sich früh der Gesellschaftsmacht entzogen und der stattdessen einen Subjektivitätskult betrieben hat, der ihn seinerzeit in den Ruf brachte, die Wirklichkeit zu negieren und nur das Ernstzunehmen, was sein eigenes Innere betraf. Merkwürdigerweise hat das nicht, wie anderswo, in Verzweiflung geendet und in Aussichtslosigkeit hineingeführt, sondern in eine Privatidylle von der heilen Welt, in der auch die Natur noch das ist oder wieder ist, was sie für andere früher vielleicht gewesen war. Das nimmt sonderbare Formen an. In seinem 1981 erschienen Stück "Über die Dörfer" heißt es von einer der Figuren: "Ich hatte einen Traum: ich sah das von der Gefahr befreite Grundstück mit dem blauen Himmel darüber und dachte: ich habe ein Stück Land gerettet. Ich habe ein Stück Himmel gerettet". Wir mögen ihm kaum glauben. Ist das neuösterreichische Stifter-Nachfolge? Die Lehren gehen ins Eindeutige, auch wenn wir nicht wissen, welche Art von Paradies es ist, das wir plötzlich dort mit offenen Türen auf uns warten sehen. Am Schluß des Stückes heißt es: "Der Himmel ist groß. Das Dorf ist groß. Der ewige Friede ist möglich. Hört die Karawananmusik (...) Laßt die Farben erblühen. Haltet euch an dieses dramatische Gedicht. Geht ewig entgegen. Geht über die Dörfer". Wir reiben uns verwundert die Augen und die Ohren, denn diese Botschaft ist einzigartig, und außer Handke hat sie uns keiner bislang verkündigt. Haben wir das Heilsprogramm eines neuen Propheten, wird hier an eine literarische Naturgläubigkeit appelliert, die uns mit

ganz anderem kommen will, als Wiechert das seinerzeit mit seiner Idee vom "einfachen Leben" tat? So wäre denn die grüne Idylle doch möglich?

Sehr viel verhaltener gibt es eine gewisse Naturgläubigkeit bei Siegfried Lenz in seinem Roman "Exerzierplatz", wo die Natur nichts Ursprüngliches ist, sondern wo sie gegen alle Widerstände wiederhergestellt wird, wo Baumschule und Gärtnerei etwas restituieren, was sonst längst verlorengegangen ist. Da gibt es noch ein Refugium in der Natur, wohin sich die zurückziehen können, die mit den Menschen ihre Schwierigkeiten haben, und daß ein Exerzierplatz zu einer Baumschule wird, hat eine quasi ökosymbolische Bedeutung. Das zeigt sich in Sätzen wie "Wie rein die Luft ist, reingewaschen, nicht mehr der erdige Geruch, und diese friedliche Stille in den Spalieren, die nach unserem Plan wachsen". Aber die Geschichte endet mit Entmündigung und Vertreibung, die Sehnsucht nach Land und der Glaube an die Erde ist bei Lenz Sache eines etwas debilen Erzählers. Immerhin: etwas von dieser Naturmystik ist zweifellos in den Roman eingegangen, und das nicht nur aus der Perspektive des leicht schwachsinnigen Bruno. Aber eine grüne Idylle ist das Ganze auch nicht, der Landbesitz steht vor seinem Ende. Es wird nicht recht deutlich, was Lenz damit hat sagen wollen; aber der Roman ist vermutlich weniger eine Huldigung an die Natur und die Erde als vielmehr eine Beschreibung ihres unaufhaltsamen Verlustes.

Die deutsche Literatur hat einen einzigen bekannten ökologischen Roman zuwege gebracht: das ist Peter Härtlings "Das Windrad", 1983 erschienen. Es ist der Roman eines Aussteigers, das Windrad ist das Symbol der alternativen Bewegung, mit dessen Hilfe die alte Zeit ausgetrieben und gleichzeitig Strom gewonnen werden soll - eine heute vertraute Antwort auf das Energieproblem, aber die "Körnerfresser, Friedensfreunde und Staatsfeinde" kommen im Roman über ein Tohuwabohu nicht hinaus, und bevor die ungenehmigte Demonstration mit Gewalt von der Polizei aufgelöst wird, löst ein Gewittersturm sie auf, was freilich die Polizisten nicht hindert, weiter präsent zu sein. Die Demonstration gegen die Welt, für das Windrad gipfelt in einem Lied, das sich zwei ausgedacht haben und dessen Refrain bald alle mit-singen:

*"Saus, Windrad, saus,
Bald ist es mit uns aus,
Bald schüttelt uns die Erde ab,
Damit sie's etwas leichter hab.
Pfeif, Windrad, pfeif,
Daß es die Welt begreif".*

Ein herzlich schlechtes Gedicht. Und der Roman hat ebenfalls herzlich schlechte Kritiken bekommen, er

galt als Ökoschnulze. Daß ein Kind darin das Sprechen lernt, will in der Tat ebensowenig von symbolischer Bedeutung sein wie die Geschichten um das Windrad. Warum hat dieser Roman eine so relativ schlechte Presse gehabt? Der Klappentext verrät es ungewollt; dort heißt es: "Peter Härtlings Roman wendet sich gegen die Sprachlosigkeit, gegen Unfrieden und die Verwüstung der Natur, er erzählt aber auch von erfahrener Hoffnung". Ersteres mag stimmen, letzteres klingt unglaubwürdig - und da ist Kunerts erbarmungslose Bestandsaufnahme doch wohl überzeugender.

Ein Roman ist freilich mit ökologischem Anspruch und ohne Hoffnungsmusik erschienen, der gewissermaßen das Pech hatte, geschrieben zu werden vor Tschernobyl: Günter Grass' "Die Rättin". Die Kritik hat den Roman ein "katastrophales Buch" genannt, vermutlich zu Recht. Aber vom geglückten oder mißglückten Roman abgesehen: was sich bei Härtling als fröhliche Utopie enthüllte, ist hier zur Schilderung einer permanenten Krise geworden - die Ratten erweisen sich als schlauer als die Menschen, und sie werden überleben, nicht jene. Daß die Umwelt zerstört ist, und zwar gründlich, zeigt die Qualleninvasion auf der Ostsee, die, ein absurder Einfall, von fünf Frauen und einem Forschungsschiff untersucht werden soll, aber wie wir den Roman, diese Mischung aus Märchen, Politikerschelte, Rattenproblemen, Geburtstagsfeier und Frauenliteratur auch nehmen wollen: es ist zu bezweifeln, ob das Umweltbewußtsein durch dergleichen geweckt wird. Sind Müllproblem und Genmanipulation nach Tschernobyl ohnehin nicht doch zweitrangig geworden? Die Idee von einer besseren Welt, von einer nicht mehr bedrohten Umwelt findet sich auch bei Günter Grass, aber es ist eine Welt, in der nur noch die Ratten existieren, die Menschen nicht mehr: "Ich sehe sich vermehrende Völker. Zu guter Letzt menschenfrei gibt ihnen die Erde Raum. Fischreich wird die See wieder sein. Auf den Hügeln hinter der Stadt wachsen die Wälder dicht. Vögel nutzen den Himmel. Neues, zuvor nie geahntes Getier tritt hervor (...)" Eine etwas großmäulige Literaturkritik hat dieses Buch "eine Unheilprophetie säkularen Ausmaßes" genannt, aber sie hat doch eines richtig erkannt: hier ist so etwas wie die Endzeitgeschichte der Menschheit erzählt worden. Ein Aufruf zum Umdenken ist das alles freilich nicht, eher das Konstatieren eines trüben Tatbestandes, den die Rättin und mit ihr vermutlich auch Grass knapp und einfach formuliert: "Immer mehr Menschen setzen auf ein Leben ohne Vernunft". Beweise liefern die Arbeitslosen und die Müllhalden, die Butterberge und der Videotaumel: die Menschheit ist am Ende, aber sie ist es so gründlich, daß mancher dieses abstruse Buch aus der Hand legen wird, denkend, was die Ratte selbst denkt: "Guck mal an. Die zähen Biester. Die über-

leben alles". Aber was soll's? Leider ist eine Banalität, was die Rätin vom Menschen sagt: "Wo der Mensch war, an jedem Ort, den er verließ, blieb Müll. Selbst auf der Suche nach letzter Wahrheit und seinem Gott auf den Fersen, machte er Müll. An seinem Müll, der Schicht auf Schicht lagerte, war er, sobald man ihm nachgrub, jederzeit zu erken-

nen; denn langlebiger als der Mensch ist sein Abfall. Einzig Müll hat ihn überdauert!". Aber wußten wir das nicht schon? Und schärft das unser Umweltbewußtsein? Eine grüne Idylle gibt es hier natürlich nicht, aber ob uns die rätische Zukunft aufschreckt? Die Kritik meint, daß sie uns eher einschläfert.